

Großstadt und Provinz

Von Peter Schneider

Im 2. Heft unseres Werkblattes stellte ich in Aussicht, daß ich durch eine Aufsatzreihe im „Fränkischen Kurier“ eine breitere Öffentlichkeit über die Ziele des Frankenbundes aufzuklären versuchen würde. Da sich mir jedoch diese Möglichkeit nicht bot, muß ich natürlich hier mein Versprechen wenigstens einigermaßen einzulösen versuchen. Und das trifft ja mit meiner Pflicht als Herausgeber dieser Zeitschrift ohnedies zusammen. Denn was wir wollen und was wir nicht wollen — dies muß in noch sehr vielen Gehirnen klarer werden als es bis jetzt geworden ist.

Den Ausgangspunkt des kleinen Hin und Her in Nr. 11 und 15 des Fränkischen Kuriers bildeten unsere Bemerkungen zu einem Wort, das bei einer vaterländischen Gedenkfeier zu Teuchobach gefallen war. Diese Bemerkungen, in Nr. 1 unseres Werkblattes, sind natürlich von mir geschrieben. Der Grundgedanke, daß nämlich bei großen politischen Entscheidungen die kleinen Bauern auf dem Dura nicht gefragt werden würden, ist von dem stellvertretenden Kreisvorsitzenden des Kreisverbandes Nürnberg-Fürth des Bayerischen Heimat- und Königsbundes ganz richtig erkannt und in der Verlautbarung vom 15. 1. 1927 zum Ausdruck gebracht worden. Dieser Grundgedanke muß im Zusammenhang meiner ganzen Auffassung über das Verhältnis der hauptstädtischen Bevölkerung zu der Provinz betrachtet werden. Und es ist sicher für unsere Bundesfreunde, aber auch für viele jenseits unseres Bundes nicht ganz wertlos, von Ausführungen Kenntnis zu erhalten, die ich schon Anfangs 1925 für das Mitteilungsblatt einer Studentenverbindung schrieb. Es war nämlich eine Stelle in einer Ansprache, die ich 1924 zu München anlässlich eines Studentenfestes hielt, mehrfach mißverstanden worden. Ich hatte in dieser Ansprache darauf hingewiesen, daß der Student in der Großstadt den Einflüssen der Massenpsychose ausgesetzt sei. Diesen gegenüber solle er sich die Unabhängigkeit des gebildeten, geistig überlegenen Mannes bewahren. In dem Auffah, der meine mißverstandenen Ansichten klarstellen sollte und den ich hier wiedergeben möchte, dieß es wörtlich:

„Ich spreche als Sachwalter der „Provinz“. Die Provinz erlebt es nun schon seit Jahren, daß die Ergebnisse von Stimmungen der Großstadtmassen das Land erschüttern. Die Provinz ist, wenn sie sich nicht dagegen wehrt, den Wirkungen jeder launenhaften Tat der Großstadt ausgeliefert. Wir können uns das unter keinen Umständen mehr gefallen lassen, und zwar aus folgenden Gründen:

Zunächst macht die Bevölkerung der (bayerischen) Großstädte nur einen geringen Bruchteil der Gesamtbevölkerung aus. Man könnte nun freilich

lagen: „Die Zahl macht's nicht, die Großstadt ist die natürliche Führerin des Landes.“ Ich bestreite die Richtigkeit dieser Auffassung unter den heutigen Verhältnissen auf das bestimmteste. Die Bevölkerung der ganz großen deutschen Städte kann unter keinen Umständen als Vertreterin des Gesamtvolkstums erscheinen. Berlin und München sind die „Wasserköpfe“ Nord- und Süddeutschlands. Sie enthalten neben einem Kern allein-gesehener, ehrenwerten, in Berlin mehr wüthigen, in München mehr treuherzigen Bürgerthums eine gewaltige Masse von Zugezogenen ganz verschiedener Herkunft, Gesinnung, Weltanschauung; neben Leuten von hoher geistiger Bildung und vornehmer Lebensauffassung massenhaft Gefindel, das im Trüben fischen will, sowie geistig Dampfe in großer Zahl. Das Ergebnis ist ein Volksbrei, der sich von der Bevölkerung des platten Landes unterscheidet wie die Nacht vom Tag. Der Genius loci hält einen gewissen hergebrachten Charakter aufrecht; aber im ganzen bietet die Großstadt nur ein verunreinigtes Bild des Volkstums. — Nichts wirkt verheerender als wahllose Siedelungs- und Blutmischung. Der Seele dieser Großstadt-menschen fehlt Einheitslichkeit, Zielbewußtsein, Folgerichtigkeit; sie ist — charakterlos und darum den Stimmungen des Augenblicks unterworfen. Hierin liegt die ungeheure Gefahr für das ganze Land in so aufgeregten, verworrenen Zeiten, wie wir sie durchlebt haben und immer noch durchleben.

Veritas liberabit nos — Offenheit macht uns frei. Wollen wir auch gesehen, daß gerade in München ein Umstand die Sache noch bedentlicher macht. Der Ziellosigkeit des großstädtischen Volksbreis kommt hier eine wohlbelannte Eigentümlichkeit des bayerischen Stammescharakters entgegen. Der Bayer ist „impulsiv“. Er läßt sich von Gefühlen und Stimmungen eher leiten als der Schwabe und Franke, vom Niederdeutschen ganz zu schweigen. So kann es zuweilen geschehen, daß sein Standpunkt gegenüber bestimmten Dingen und Persönlichkeiten rasch sich verändert. Er ist manchmal in Gefahr, einem ehlen, rüftigen Pferd zu gleichen, das sich vergaloppiert und schließlich mit einem Hebegeschirr aus einem Sumpf gehoben oder aus wüstem Steingeröll hintend und blutend herausgeführt werden muß.

Wie aber, wenn ein tüchtiger Mann die Großstadtbevölkerung mit sicherer Hand zu befreiender Tat führt, die auch dem ganzen Land zugute kommt? — Abgesehen von der außerordentlich großen Seltenheit solcher Männer möchte ich folgendes zu bedenken geben: Es ist eine alte Erfahrung, daß das Volk — hier die Masse der Großstadt — sich in der Wahl seiner Führer sehr häufig vergreift, nicht nur weil ein großer Teil der Bevölkerung den Wert oder Unwert eines in der Öffentlichkeit auftretenden Mannes gar nicht zu beurteilen vermag, sondern auch weil selbst urteilsfähige Köpfe der unheimlichen, auch heute noch nicht völlig erklärten Wirkung großer Menschenansammlungen oder -versammlungen leicht erliegen. Redner, die der Außenstehende als hohle Rüsse erkennt, finden, wenn ihnen nur die Gabe des aufpeitschenden Wortes verbleiben ist, in der Großstadt Massen begeisterter Anhänger. — Wir verlangen, daß jene, die sich zu Führern des Volkes berufen fühlen, die Wertschätzung, die Anerkennung d e s L a n - d e s für sich haben. Dies kann der Fall sein auf Grund unbezweifelbarer Leistungen oder Taten, die man auch aus der Ferne zu beurteilen vermag; liegen

aber einstweilen nur Worte vor — so sind wir so frei dem Formet dieser Worte erst dann zu glauben, wenn er es nicht für unter seiner Würde gehalten hat auch in die Provinz zu kommen, uns in die Augen zu schauen und die scharfe Lust prüfender Beobachtung und vielleicht kräftigen Widerspruchs auszuhalten. —

Jetzt noch eine persönliche Bemerkung. Ich bin ein freier Franke. Statt einer Darlegung, die diesen Begriff bestimmt, eine kleine Geschichte. Im Jahre 1804 weilte Bonaparte in dem neugewonnenen Köln und nahm unter anderem auch einen Einblick in das Gerichtswesen der Stadt. Während er den höchsten richterlichen Beamten in seiner gewohnten Weise befragte, schaute ihm dieser unterwandt ins Auge. Bonaparte unterbricht plötzlich seine Fragen mit allen Zeichen des Unmuths und herrscht sein Gegenüber an: „Was für ein Landsmann sind Sie?“ Darauf der andere: „Ich heiße Keil und bin ein Deutscher aus der Würzburger Gegend.“ „Das kann ich nicht glauben“, erwiderte Bonaparte; „denn ich habe es noch nie erlebt, daß aus einem Deutschen solche Augen funkeln können.“ Als die Freunde des Herrn Keil nachher wegen dieses Zwischenfalles mit ihm Rücksprache nahmen, sagte der wackere Mainfranke mit Seelenruhe: „Warum hätte ich mich denn vor ihm fürchten sollen? Ich habe ihn ja schon gekannt, wie er noch ein kleiner Korporal in Paris war, und darum habe ich ihn so angeschaut, wie wenn ich einen Delinquenten vor mir hätte.“ — Ja, uns ist nichts so zuwider wie Personenkultus. Gerade dieser aber hat in der Zeit der Republik vor allem in den Großstädten die unglaublichsten Blüten getrieben. Die regierenden Fürsten sind weg — darum geschwind neue Götter her, denen wir Weihrauch streuen können! Wollt ihr es nicht so ähnlich halten wie der Dorfschulze in Immermanns „Oberhof“? Wollt ihr nicht den Modegöttern so gegenüber treten, daß ihr sagt: „Du bist der Ludendorff oder wie du sonst heißen magst, und ich bin der N. N.? Du magst deine Verdienste und Vorzüge haben; wenn du aber meiner Überzeugung zu nahe trittst, so lehre ich dir den Rücken!“ — Noch eins. Auch das freie Manneswort muß wieder zu Ehren kommen. Es gab eine Zeit in meinem Leben, wo ich gern bei festlichen Gelegenheiten das Wort ergriff und für die Seelenstimmung der Teilnehmer Worte fand, die als schön empfunden wurden, weil sie niemand verletzten, vielmehr jedem aus der Seele gesprochen waren. Heute schäme ich mich ein wenig jener Festrednerzeit meines Lebens. Ich kann auf alle die Gefühle der Anwesenden nicht mehr jene zarte Rücksicht nehmen. Es muß vielmehr jezuweilen etwas gesagt werden, was schmerzt, damit es heile. Auch von diesem Standpunkt sind so manche Ausführungen meiner damaligen Ansprache und meiner heutigen Darlegungen aufzufassen.“ —

Wer diese meine damaligen Ausführungen nunmehr kennt, wird sich wohl kaum mehr darüber wundern, daß ich in Sachen „Teuschatz“ die Partei der Teuschazer und der Durabauern und der Land- und Provinzbevölkerung überhaupt ergriff. Denn, merkt ihr nicht, Landsleute, die ich von Jugend auf kenne, deren Pflugarbeit zwischen klirrenden Kalksteinen ich genau zu bewerten weiß, mit denen mich auch familiengeschichtliche Beziehungen verbinden, kurz, m e i n e Landsleute, merkt ihr nicht, daß ich für euch sprach, wenn ich in einem bestimmten Falle sagte, ihr solltet den Mund nicht zu voll nehmen und nicht etwas versprechen, was ihr nicht wärdet halten können,

weil es nur von ganz anderen gemacht werden würde? Freilich, so was hört man nicht allzugeru, und wenn es zehmal die Wahrheit ist. Es wirkt so ähnlich, wie wenn vor schlaftrunkenen Augen ein elektrisches Licht geknipst wird. Aber später ist man doch dankbar für das aufgegangene Licht.

Wenn ich nun in diesem Zusammenhang auf die hauptstädtische Bevölkerung und auf bestimmte Teile der niederbayerischen Bauernbevölkerung zu sprechen kommen mußte, so lag mir nichts ferner als die fränkische Bevölkerung gegen die altbayerische auszuspielen. Ich verehere alles Charaktervolle, und somit auch jedes Charaktervolle Stammestum, und habe Freunde in jedem deutschen Stamm. Aber weil ich nur das Charaktervolle verehere kann, kämpfte ich dafür, daß jeder Stamm, bei aller Freundschaft und Nachbarlichkeit zu den anderen, die *N o r m*, den *M a s s t a b* seines Eigenlebens und seiner Kultur nur bei sich selber, in seinem eigenen Wesen hole; sonst kommt es nur zu Abertüchung und Fälschung. Es muß jeder Stamm wieder das *F r e m d e* fühlen lernen, das ihm widerspricht. Jene „Franken“, die, in der angeblichen Alplertracht herumlaufend, altbayerische Krassprüche zu formen versuchen — solches kann man an fränkischen Bahnhöfen hören — sind Hanswursten. Doch wäre derlei schließlich noch nicht so schlimm; viel schlimmer ist aber anderes, was von der Großstadt auf das Land und in die Provinz herausflutet. Ich bedaure es, daß der Kampf fränkisch-bewußter Eigenart innerhalb des Freistaates Bayern sich gegen Einflüsse richten muß, die von einer *a l t b a y e r i s c h e n*, also stammlich verschiedenen Hauptstadt kommen — obwohl jeder Einsichtige weiß, daß ganz große Städte niemals mehr den Stamm darstellen, der ihre ersten Besiedler gestellt hat. Ich bedaure es, weil ein solcher Kampf in den Augen von Harmlosen leicht den Charakter stammlicher Wegerschaft gewinnen kann. Wenn wir aber in Franken selbst einen großen Wasserkopf völkischen Lebens hätten — Nürnberg, am Rande Frankens gelegen, ist noch keine ganz große Stadt: und übt auch auf rechte Teile Frankens keine kulturliche Wirkung aus — ich sage: w e n n wir in Franken selbst eine Großstadt hätten, müßten wir gegen den Geist, den sie erzeugt, ebenso Stellung nehmen. Von dieser Pflicht kann den Frankenbund und seinen Vorstehenden nichts entbinden — es müßte denn sein, daß wir eine Gesellschaft von Reisetrettern wären, die in der liebevollen, ruheföhligen Betrachtung des von den Vorfahren Geschaffenen, im eigentlichen Heimathal das letzte und höchste Ziel der Heimath- und Stammespflege sehen, sonst aber ihre Schuhe mit Gummisohlen beschlagen, damit ihr Tritt nicht störe, und ihre Ellenbogen mit Watte umwickeln, damit sie niemand unfaßt anstoßen. Aber wir sind keine solche Gesellschaft; für uns gilt das Wort un'eres Landsmannes Ulrich von Hutten: „Die Wahrheit muß hersür, zugut dem Vaterland!“

Das Büchlein der Heimat

Von A. Eichelsbacher, Würzburg

Seit Jahrzehnten weilt Konrad Bauer über dem Wasser im fremden Lande. War ein Tunichtgut gewesen in seinen Jungjahren und hatte schwere Sorgen gehäuft auf die Schultern von Mutter und Vater, hatte Besserung gelobt und immer wieder vergessen, bis ihm der Boden des Heimatdorfes unter den Füßen brannte. Dann war er gegangen nach einem tollen Streiche und zwei seiner Kumpans mit ihm. Der Kampf um des Lebens Rothurst hatte sie bald getrennt in der Neuen Welt, und jeder zog allein seines Daseins Weg. Jahre des Ringens waren gekommen für Konrad, wechselnd zwischen mannigfaltiger Bitternis und glückhaftem Erfolge. Erst im besten Mannesalter ward ihm ein gesichertes Auskommen. Auf eigener Scholle erstand ihm das Haus, wuchs ihm die Familie heran, und er fühlte sich festverwurzelt in der neuen Heimat.

Vater und Mutter lagen längst in der kühlen Erde im schlichten Kirchhof des Speffartdörfleins; der einzige Bruder war ihnen gefolgt nach jädem Kranksein. Fremde schalteten im Vaterhause, und die wenigen Häden, die Konrad zu den Lebzeiten der Seinen an die Heimat getettet hatten, waren zertrissen. So war er entfremdet worden dem Dorfe, wo seine Wiege stand.

Da kam ihm vor etlichen Tagen ein einfaches Büchlein ins Haus geslogen in schlichtem grünen Gewande, das den Namen seiner Geburtsgemeinde trug. „Ein Gruß aus der Heimat“ stand mit fester Hand geschrieben auf dem Titelblatt. Der Geistliche des Ortes hatte es ihm zugesandt, der seine Lieben zur leichten Ruhe gesenkt hatte. Er war persönlich ihm unbekannt, und nur etliche Briefe hatte er mit ihm gewechselt.

Und nun las er, was der würdige Pfarrerherr aufgezeichnet hatte über seinen Wirkungsort. War mancherlei darunter, das nicht sonderlich viel Interesse wecken konnte. Statistik gleicht gar zu leicht öder Wildnuus, darauf nur dürre Büsche ragen. Daß das Dorf größer geworden war in den Jahrzehnten an Häusern und Einwohnerzahl — warum sollte es anders sein? Daß die Anbauflächen sich verschoben hatten, daß Ackerland die Weingärten verdrängte, daß die Naturalienpreise sich änderten, das alles ließ das Herz nicht wärmer schlagen. Und doch birgt sich darunter manch wichtige Folgerung für das Auskommen der Bewohnerschaft! Und wohl sind diese Ausschreibungen vonnöten, um das Gesamtbild der Siedelstatt zu pinself.

Die Plafe führten im Büchlein durch Dornestrüpp zu sprossendem Leben, als die Schilderung anhub des bäuerlichen Jahreslaufes. Die Jugendjahre wurden in Konrad wach, und im Geiste schritt er mit dem Vater hinter dem Pfluge durchs Ackerland am hohen Birnbaum und im Spiegelsberg, ging er traute in den Rappesgarten und Neben binden im Schwalbennel, wendete er das duftende Heu auf den Wiesen im Bornflur und in der Au, trank er in heißen Sommertagen den Labetrunk am sprudelnden Ehrlesborn. Dann kamen die arbeitsreichen Erntetage in Flur und Baumgarten und Wingerl mit ihren Freuden! Und wie Vater und Mutter hielten am alten Brauch, wie die Bauernregel ihnen Leitspruch war für ihr Handeln in Flur und Haus, das erstand alles zu neuem Leben. Der Spätherbst und Winter — geruchsame Zeit und dörfliche Feste! War Konrad doch allen vorangewesen, als die Kir-